

## Im Wald mit Sonja Gangl

*Jelena: Sie sind doch ein junger Mensch, dem Anschein nach...na, von sechs- bis siebenunddreißig Jahren...und da wird das wohl nicht ganz so interessant sein, wie Sie sagen. Immer Wald und wieder Wald. Einförmig denke ich.*

*Sonja: Nein, das ist außerordentlich interessant. Michail Lwowitsch pflanzt jedes Jahr neue Wälder, man hat ihm schon eine Bronzemedaille und ein Diplom verliehen.*

*Anton Tschechow, Onkel Wanja*

Wie sind Sonja Gangls neueste Arbeiten einzuordnen? Welche technischen bzw. kunsthistorischen Kategorien will man geltend machen – Fotos, Gemälde, Tuschemalerei, Zeichnungen, Pinselzeichnungen? Es sieht nach all dem aus und könnte doch weder das Eine noch das Andere sein. Die technischen Medien von der Fotografie bis zum Computer haben nicht nur bahnbrechende neue Kunstbewegungen und Ausdrucksformen initiiert, sie haben auch einen immensen Einfluss auf die historischen bzw. klassischen Medien – Zeichnung, Malerei, Skulptur – ausgeübt. Man kann dabei von einer „postmedialen Kondition“ (Rosalind Krauss) sprechen. Dabei ist sowohl die Gleichwertigkeit als auch das Mischen der Medien grundlegend. Nicht mehr ein einziges Medium ist dominant, sondern ihre Vielfalt bzw. ihr gegenseitiges Beeinflussen und Bedingen wird zum entscheidenden Faktor. Man kann sagen, dass die Gesamtheit aller Medien wieder ein einziges universales Medium bildet. Die Konsequenz ist das, was man in Sonja Gangls künstlerischer Praxis grundsätzlich und schon lange beobachten kann: Die Malerei wird in der Zeichnung, die Zeichnung wird in der Fotografie sichtbar, genauso wie die Malerei als Fotografie und die Zeichnung als Malerei gedacht werden kann. Am Ende ist es nicht mehr entscheidend, wie man sich entscheidet. Man steht vor einem Bild, einer Kategorie, die uns heute wesentlich aktueller und aussagekräftiger erscheint. Sonja Gangl hat immer doppelt konzipiert, hat Inhalte definiert, Narrationen entwickelt, aber gleichzeitig auch formale Aspekte in den Inhalt miteinbezogen. Man denke nur an die „Supra-Linien“, die ab 2019 entstanden sind. Dabei werden Bleistiftabriebe monumentalisiert, bis sie die Stärke von informellen Pinselstrichen erreichen, und auf die Leinwand übertragen. Das Nebenprodukt der Zeichnung wird durch Dimensionsangleichung zum gestalterischen Hauptelement des neuen Bildes, das plötzlich im Kontext der Malerei erscheint. Noch weiter liegen Gangls „Filmenden“ aus der Zeit ab Mitte der 2000er-Jahre zurück. Auch dort werden Verschiebungen von Medien grundlegend, bei gleichzeitiger Betonung des inhaltlichen Aspektes. Die letzten Bilder in Spielfilmen tragen meist den Hinweis „The End“ buchstäblich in sich. Der Inhalt des gesamten Films verdichtet sich nochmals für das Publikum und emotionalisiert ein letztes Mal, bis das Licht im Saal angeht.

In ihren jüngsten Arbeiten geht Sonja Gangl grundsätzlich ähnlich vor, erweitert dabei aber ihre Möglichkeiten. Die Bilder sind stark, eindrucksvoll und ziehen einen sofort an. Die harten Schwarzweiß-Kontraste und die teilweise extremen Close-Ups machen die selbst aufgenommenen Fotos von Waldlandschaften zu existentialistisch anmutenden SW-Fotos. Schnappschüsse, wie beim Sonntagsspaziergang, – zu Pandemiezeiten war man weit und breit allein in der

Natur unterwegs – kippen in eine Stimmung, die zumindest als merkwürdig zu bezeichnen ist. Bedrohlich stehen die schwarzen Gespinste vor einem, das Weiß des schneebedeckten Waldbodens wirkt nicht mehr unschuldig – kein Reh, das durchs Bild läuft, kein gefrorener Ast, der knackt, oder ein Bächlein, das in der Entfernung plätschert – vielleicht entfernte Fahrzeuggeräusche von der nahen Bundesstraße, die hinter dem Waldstück verlaufen mag. Alle Romantik scheint aus den Bildern hinausgefegt worden zu sein. Der Wald bleibt aber trotzdem Projektionsfläche, genauso wie Holzlieferant oder Erholungsort. Das schwer in die Krise gekommene Ökosystem hat auch das Bild des Waldes bis heute weiter verdunkelt. Vom Waldsterben und dem Abholzen des Amazonas-Waldes, bis zu den vielfach fehlenden Bannwäldern in den alpinen Zonen sowie den wiederaufgepflanzten Monokulturen haben wir einiges, was uns den Wald nicht mehr als positiven Ort erleben lässt. Der Zustand des Waldes sagt nicht nur etwas über das Klima des Planeten aus, sondern auch über die menschlichen Kulturen und deren Schnittstelle zur Natur. Henry David Thoreau, ein Vater des modernen Umweltschutzes, verhiess uns die Rettung in der Wildnis. Dort draußen liege die Wildnis, irgendwo im Herzen Amerikas. Sie würde ein Gegenmittel gegen die Gifte der Industriegesellschaft sein. Die heilende Wildnis war aber ebenso ein Produkt der Sehnsucht und des kulturellen Sinnsystems wie jeder andere Garten bzw. jede andere idealisierte Landschaft auch. Die Nationalpark-Idee war geboren und hat sich bald pervertiert und den Tourismus angefeuert – wie in den Alpen, wie am Meer, wie in der Wüste. Obwohl der Parkplatz von Yosemite fast so groß ist wie der Park selbst und die Bären in den Fastfood Verpackungen wühlen, vertrauen wir auf unsere Idealisierungsmechanismen und stellen uns Yosemite oder andere Gegenden immer noch so vor, wie sie in der Malerei seit langer Zeit bestehen. Die Fotoergebnisse sowie die Distributionsfrequenzen diverser Outdoorbegeisterter weltweit beweisen uns das eindrücklich.

Sonja Gangl klagt keine üblen Zustände an oder mahnt den Menschen zur Umkehr. Sie wirkt auch nicht direkt auf das Biotop ein. Vielmehr geht die Künstlerin von der visuellen Ebene aus und transferiert diese in eine subjektive, narrative Struktur. Die Titel dieser Werke geben uns Aufschluss. Sie sind allesamt Titel von Märchen und Sagen, die die Künstlerin aus ihrer Kindheit kennt und liebte bzw. auch fürchtete. Die philologische Mystifizierung des Waldes spielt in den Märchensammlungen des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. Wer beispielsweise mit Grimms Märchen vertraut ist, hat ein Gefühl dafür, welche große Bedeutung Wäldern in deren Märchensammlung zukommt. Diese Wälder liegen jenseits der Grenzen der vertrauten Welt. Dort trifft man auf verirrte Helden, die ihrerseits wiederum auf bizarre Geschöpfe treffen, verzaubert werden und sich ihrem Schicksal gegenübersehen. Kinder scheinen bei ihren Unternehmungen im tiefen Wald erwachsen zu werden. Waldmännlein lesen einem die Wünsche von den Augen ab und beschenken die Gerechten reichlich mit Zauberwurzeln und wundersamen Pilzen oder sie schicken einen geradewegs in die verdiente Verdammnis – der Wald als Ort, an dem Gerechtigkeit geübt wird.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird ein aus römischen Quellen abgeleiteter Begriff populär: „Wald Volk“. Die Römer beziehen das auf die Germanen, die ihre Gegner aus den Wäldern heraus bekämpften (wie bei der Varusschlacht). Die Maler der Romantik – beispielsweise Caspar David Friedrich – zeigen am Ende des 18. Jahrhunderts den Wald, angesichts großer politischer Umbrüche, als mythisch aufgeladenes Zeugnis deutscher Kultur. Der Wald wird dabei religiös überhöht (wie

bei Caspar David Friedrichs „Kreuz im Gebirge“) und als sakraler Raum dargestellt. Die gotischen Ruinen und Grabsteine in anderen Bildern Friedrichs beschwören die alte deutsche Historie. Immer wieder wird der Wald dabei als Gegend dämonischer Urkraft beschrieben. Maler wie Moritz von Schwind und Ludwig Richter beleben diese Orte mit allerlei lebenden Geister- und Sagengestalten, die sich zwischen den Bäumen tummeln.

Der Wald ist Ort besonderer Symbolkraft, wie bereits Baudelaire feststellte. Die Zahl der mit dem Wald verbundenen Symbole scheint nahezu unbegrenzt zu sein. Nicht nur im germanischen Norden beherbergen Haine einen oder mehrere Götter. Der Hain – das Wäldchen – war auch in den antiken griechischen Heiligtümern zentraler Bestandteil. Nicht umsonst umgeben zahlreiche Säulen die Cella eines Tempels – Säulen als verwandelte Bäume. Die Entsprechung zwischen Säulen und Bäumen lässt den Gedanken zu, dass der archaische griechische Tempel in seinem religiösen Symbolismus sogar der gotischen Kathedrale nicht unähnlich ist. Die gotische Kathedrale reproduziert dabei die antiken Orte der Anbetung. Ihr Inneres ist geprägt vom senkrechten Erheben zum Himmel. Die Säulen (Baumstämme) schließen sich im Gewölbe zu Baumkronen und in der Folge zum Blätterdach zusammen – der „Waldesdom“. Charles Baudelaire stellt im Gedicht „Entsprechungen“ aus „Les Fleurs du Mal“, die ab 1840 erschienen, die Natur als Tempel dar. Seine Aussage führt über das Reich der Gegenstände hinaus in die „Wälder der Symbole“. Die konventionelle Sinneswahrnehmung macht dabei eine Metamorphose durch, die von Erinnerungen und Assoziationen durchdrungen ist. Die Gegenstände (Bäume) bekommen in ihrer Konfiguration als Wald eine Aura (Benjamin) und rufen damit eine vage Erinnerung hervor an eine verlorene Verwandtschaft zwischen Objekt und Subjekt. Baudelaire spricht im Gedicht von „wirren Worten“, die aus „lebendigen Pfeilern“ dringen und vom Menschen, der „dort durch Wälder von Symbolen, die mit vertrauten Blicken ihn beobachten“, geht. (1) Wir, und das teilen wir mit der Künstlerin Sonja Gangl, sind keineswegs allein im Wald. Wir gehen zumindest durch einen „Wald von Symbolen“. Diese beobachten uns und wollen Gutes und Böses von und mit uns treiben. Auch Törleß kann davon erzählen: „Es muß während des Dämmerns immer einige Augenblicke geben, die ganz eigener Art sind.“ Er präzisiert, indem er von einer häufigen, sich bei ihm in der Dämmerung einstellenden Erinnerung berichtet: „Ich war noch sehr klein, als ich um diese Stunde einmal im Walde spielte. (...) Plötzlich zwang mich etwas aufzusehen. Ich fühlte, daß ich allein sei. Es war plötzlich so still. Und als ich um mich blickte, war mir, als stünden die Bäume schweigend im Kreise und sähen mir zu. Ich weinte, ich fühlte mich so verlassen, den Großen, den leblosen Geschöpfen preisgegeben.“ (2)

Man könnte wohl noch lange fortfahren und Beispiele aus unterschiedlichen Quellen der Geistesgeschichte anzapfen – würde man dann aus dem Wald rauskommen? Wollte man das überhaupt?

Auf höchst subtile und am Ende eindrucksvolle Weise hat Sonja Gangl hier mit populären Motiven (Landschaftsbilder) einen geheimen Kosmos aufgespannt. Je nach Prägung ist ein solcher wohl in allen von uns mehr oder weniger aktiv und bahnt sich auf unterschiedliche Weise immer wieder einen Weg ins Bewusstsein – sehr geheim, sehr subjektiv, nicht für aller Ohren und Augen zugänglich.

- (1) Charles Baudelaire, Entsprechungen. In: Sämtliche Werke, Briefe. Bd. 3: Die Blumen des Bösen. München 1975, S. 69
- (2) Robert Musil, Die Verwirrungen des Zöglings Törleß, Reinbek 1962, S.24

Günther Holler-Schuster